

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

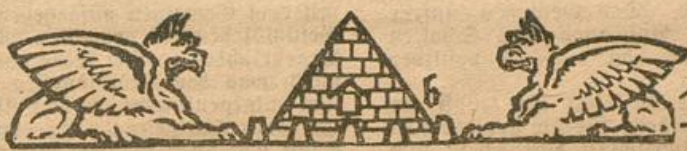
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922

13.8.1922 (No. 33)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 33



13. Aug. 1922

Max Dreßler / Gedanken über Spiel, Liebe, Kunst und Humor.

3. Kunst.
I.

Der spielende Mensch im eminenten Sinn ist der Künstler. Er ist Herr seiner Schöpfung nach Materie und Form. Während der Mensch eine gegebene Natur antrifft und nur geistig ihre Schöpfung nacherleben kann, erschafft der Künstler, gleich einem Gott, aus sich selbst, aus seinem Innern, aus eigener Kraft sein Reich. Die Freiheit, die innerhalb der unendlich werdenden Welt nur immer als zu erschaffendes Zukunfts-Ideal erscheint, diese Freiheit, dieses Ideal ist im selbtherrlichen Künstler gegenwärtig. Der Künstler lebt als Gott in seiner Welt; hier sind keine fremden Widerstände zu überwinden; hier bringt der Geist sich ungehemmt zum Ausdruck; er will sich nicht erst vollenden; er ist vollendet und spielend nur spiegelt er seine Vollendung in seine Gestaltenwelt hinaus.

Der Künstler und sein Schaffen ist vorbildlich für all unser Tun und Lassen, für unsere Weltkenntnis wie für unser Leben. Unsere Welt und unser Leben ist ins Wesenhafte erhöht und verklärt nur dann, wenn wir sie erfassen als Werk unserer freispielenden Künstlerkraft. Wie der Genius, aus überfließender Kraftfülle, nur dem eigenen freien vollendeten Wesen gemäß phantastisch spielt in einem außer seiner Phantasie Unwirklichen, so muß das ganze Leben nach allen seinen Richtungen spielend gelebt werden. Genie ist Kraft; das künstlerische Spielen mit dem Leben ist Mut, Herrlichkeit, Siegesgewißheit. Der selbstgesetzgebende, überkräftige freie Geist strahlt befreiend hinaus in die ganze Natur und erhebt die ganze Welt zum Kunstwerk, zu seinem Kunstwerk, zur Projektion seines Geistes. Der Idealismus des Genies ist Herrschaft, Sieg und Gott; der Realismus ist die Welt der feigen Kreatur. So ist der ethische Genius der unbekümmert nur liebende, nur schenkende Mensch; seine einzige Wirklichkeit ist der Reichtum seiner Liebe. So ist der Denker-Genius der ebenso unbekümmerte, in eigener Geisteswelt hausende, herrschende freie Mensch. In diesem Glück will ja alle Metaphysik führen.

Im Spiel ist die heitere Ruhe der Vollendung, die dem Wesen eignet, in lebendige Erscheinung getreten; die Bewegung des Spiels ist in tiefster Wahrheit vollkommene Ruhe. Geendet ist die Dual des unendlichen Werdens, des Willens. Das Spiel ist Symbol der Vollendung; die Welt, erschaut, erlebt als Spiel, ist Symbol des Göttlichen, des Wesens. Welch ein Zauberer, der Genius, der den rasenden Elementen befehlen kann: Stehet still!, der inmitten mitreißender Bewegung Ruhe gebietet, inmitten aller unendlichen Unvollendung und Unvollendbarkeit Vollendung kündigt, inmitten des Kampfs den Frieden, der die anmaßende Realität der Zeit, des Willens und Werdens vernichtet und eine paradiesisch heitere Gegenwart zaubert, der, ein Orpheus, die rasende Bestie der gemeinen Realität befähigt und zum Frieden zwingt. Der Mensch, als Künstler, ruht und trägt seine Ruhe in die Natur hinaus, er nimmt von ihr das qualende Wirkliche und reinigt sie zur Erscheinung seiner eigenen inneren Ruhe und Vollendung.

Der Gegenstand des Künstlers ist die Leidenschaft der unmittelbaren Wirklichkeit, der nie vollendeten, ruhelosen, friedlosen. Aber der Genius ist in sich vollendet und diese ewige Ruhe, diesen Geist freier heiterer Contemplation überträgt er auf den Gegenstand, der damit — aus rastlos werdender Realität — zur Erscheinung des Vollendeten wird. „Was macht ihr an der Welt? Sie ist schon gemacht!“ (Goethe.)

Alles hat sich umgekehrt: der natürliche Mensch sieht das in Wahrheit Vollendete unvollendet, das ruhend Freie in die Bewegung rastlosen Werdens und Sollens gezwungen; der vollendet ruhende, schauende und spielende Genius durchbricht diesen Schein der Bewegung und sieht alles, wie es in Wahrheit ist, vollendet, sieht das scheinbar Werdende in Ruhe. In allem Schein sieht und erlebt und gestaltet der Künstler Wesen. Aus dem verhüllenden Gestrüpp der gemeinen Realität erlöst der Fuß des Genies das Dornröschen der Wahrheit. Worum wir im realen Leben ringen, das besitzen wir in der Kunst: die Realität des ewig vollendeten Wesens als Herr und Meister der Erscheinung. Vollendet ist, was in gemeiner Wirklichkeit unendliches, sorgenvolles Streben und Ringen ist. Genie ist Erlösung.

Im Leben herrschen die Imperative; in der Kunst soll nichts mehr werden; alles ist vollendet; der freie Geist erscheint. Im Werden kämpft das Wesen erfolglos um sich selbst; in der vollendeten Kunst stellt das vollendete Wesen sich in seiner Vollendung dar. Der Kampf des Werdens, Sollens und Sollens ist zum Bilde des Sieges erlöst. Keine Aufgaben, kein Sollen — nur Sein's Vollendung ist gegenwärtig, anschaulich, Gestalt geworden; nicht in Vision zukünftiger, ferner, immer erst und in Unendlichkeit zu erkämpfender Ideale, sondern erlebt, geschaut, genossen. Die künstlerisch-genial erschauten Wirklichkeit ist die vollendet-ruhende Erscheinung des vollendeten Wesens. In der gemeinen Wirklichkeit ist das, was ist, das Nicht-Sein-Sollende, das, was nicht ist, das Sein-Sollende. In der Kunst ist das Sein-Sollende das Seiende; jeder Schein des Werdens ist zerstreut; das Ideal geschaut, gegenwärtig. In ruhend vollendeter Erscheinung erblickt das vollendet-ruhende Wesen sich selbst wie in einem Spiegel. Die Wirklichkeit ist qualender Traum und Schein; der „Schein“ der Kunst ist befriedigte Wahrheit; Genie ist Erwachen zur Wahrheit. Ueber dem gebunden Leidenden der siegesgewiß kämpfende; über dem Kämpfer der vollendete Sieger. Ueber dem Zwang der ernstesten Pflicht die erlösende Heiterkeit des spielenden Genies.

Das unvollendete Kunstwerk trägt die Spuren des Werdens, des Leidens; das vollendete Kunstwerk lächelt in Erlösung, die alles Leiden vergessen ließ; es deutet nicht auf ferne Ideale, es ist Ideal, Vollendung; es redet von keinem Sollen, nur vom vollkommenen Sein; es ist das reinste Symbol des freien, nur spielenden Geistes; es ist Seligkeit, Vollendung, Besterhabenheit; es ist die als Schönheit offenbarte Wahrheit. Die Gegenwart der Vollendung schauen, erleben, ist Erlösung.

Durch das „Nicht-Wissen“, das Falsch-Wissen, durch den Trug der unmittelbaren, egoistischen Existenz sind wir Menschen ans Kreuz der natürlichen Realität geschlagen; in dem genialen, erleuchteten Wahrheit-Schauen des Künstler-Menschen sind wir auferstanden, erlöst; es hat die Realität der Natur in ein Bild der göttlichen Freiheit verwandelt, das wirkliche Erleben zum Symbol unserer Freiheit erhöht. In der Aufhebung und Überwindung des trügerischen Scheins alles Werdens und Vollens kommt Vollendung erst zur Erscheinung. Der reale Zwang unendlichen Sollens und Müßens ist in ein freies Spielen aus Vollendung gewandelt. Als reale Individuen sind und bleiben wir ethisch orientiert; der Künstler steht über allem Ethischen in der göttlichen Wahrheit. An die Stelle des trüben Schein-Ernstes unendlicher Pflicht ist der heilige wahre Ernst des göttlichen Spiels getreten. Der Künstler ist nicht mehr abhängiges Geschöpf, er ist Schöpfer geworden.

Diesen metaphysischen Schritt in eine andere höhere Welt, die Welt der Wahrheit, tut der Philosoph bewußt, der Künstler mehr weniger unbewußt; jener erringt die Freiheit, diesem „wird sie zugeworfen“; er besitzt sie von Gottes Gnade; es ist Gnade, Künstler, Genius, Wahrheitssehner zu sein. Keine Ziele, keine Aufgaben, keine Zwecke mehr in dieser höheren Welt, dem Reich der Kunst, des Genius; ein zweckloses Spielen aus Vollendung; das Leben kein endloses Mühen mehr, sondern ein Genießen im Anschauen der Symbole unseres freien, in Wahrheit überweltlichen Wesens. Das Genießen unserer weltüberlegenen, göttlichen Art im Anschauen und Schaffen von Symbolen derselben, das ist die höchste Form positiver Metaphysik für uns Menschen.

Für die gemeine Auffassung ist die Welt der Kunst ein Schein und die Wirklichkeit die Wahrheit; für die geniale Anschauung umgekehrt die gemeine Wirklichkeit der Schein und die Welt der Kunst, des Spielens, die Wahrheit. Nicht die Kunst hat es mit „schönem Schein“ zu tun, sondern die Wirklichkeit ist der trügerische Schein; der Schein der Kunst bedeutet das Wesen; dem Genius ist dieser Schein alle Realität, die wahre Wesenserscheinung, das Symbol des Wesens. Die Realität des materiellen, individuellen Daseins hört auf, eine solche zu sein, wenn wir sie als solche nicht achten, der Freiheit des Geistes gewiß, der keine hemmende, beschränkende Materialität etwas anhaben kann. Titulär durchschreitet die Manern, in die ihn der Zauberer Klinglor gebannt hat. Die Welt hat die Realität, die ihr der Genius gibt. Die geistige Freiheit ist unantastbar; sie steht unerschütterlich wie ein Fels inmitten der Brandung des materiellen Lebens. Das reine Subjekt des Erkennens und Schauens bewahrt sich als weltüberlegenes, freies, spielendes Wesen. Die Wirklichkeit wird zum Schauspiel, in dem der Genius individuell nicht engagiert ist; er ist bloß Auge, reiner Sinn; keinen Nutzen suchend, keinen Schaden fürchtend, nichts für sich wollend, steht er über Gut und Böse, über Nichten und Verdammen; er schaut bloß gegenwärtige Symbole seines freien Wesens. Der Sinn des Genius ist emanzipiert vom Willen des individuellen Subjekts, überhaupt von Wille und Werden, von aller Zeit; er ist Organ reiner Auffassung von Erscheinungen, die des wahren ewigen Wesens Vollendung spiegeln.

Diese göttliche Verfassung hat einen großen Verzicht zur Voraussetzung, der freilich in Wahrheit keiner ist, den Verzicht auf die Lockungen des gemeinen Lebens, auf alle individuellen Wünsche und Hoffnungen, auf das Ich. Auf einer großen Resignation auf alles Irdische baut sich die Göttlichkeit des Menschen auf. Es ist die Tragödie des Menschenlebens, daß es in einen unerträglichen Zustand hineingeboren ist, der un-göttlich und unfrei ist, während hinter ihm, als gewisser Urgrund seines Lebens, und von ihm, als Ideal seines Strebens, die reine freie Göttlichkeit steht; es ist die Tragödie des, der, was er ist, nicht sein darf; der sein unmittelbares Sein nicht als sein Wesen empfinden kann; die Tragödie der Entwicklung. Dieser Mensch, mit allem, was ihn in seiner Realität mit Liebesgaben lockt, muß zum Opfer gebracht werden, damit der Gott im Menschen aus dem Rauch dieses Opfers in den reinen Aether sich erhebe. Deshalb erscheint das Leben ernst; weil es die notwendige Entwicklung ist; aber die Kunst ist heiter; weil sie die Wahrheit der Vollendung ist; vom Himmel der Kunst sind die Wolken des realen Lebens vertrieben. Der Schein einer falschen Realität ist in göttliche Offenbarung verwandelt. Der Genius, der sich losreißt von den zwingenden Interessen, von der Materie der Natur, um geistig zu herrschen, frei zu schaffen, muß auch über sich selbst, die eigene natürliche Individualität hinwegschreiten. Durch dieses Opfer, das er dem Gott in sich resignierend darbringt, gewinnt er sich das Recht der Gottähnlichkeit, die Würde des Genius und seine ganze große Gewalt, Gesetze zu geben, mit Gesetzen zu spielen, statt wie das natürliche Individuum Gesetze zu empfangen, zu erdulden; so gewinnt er die Kraft und den Sinn, durchzuschauen bis auf den Grund der Natur, in allem Werden die Vollendung, in allem Schein das Wesen zu schauen; hinabzusteigen in das Reich der Mütter, der Urkräfte und Ideen dieser Welt. Diese größte sittliche Tat, der Verzicht auf alles individuell-menschliche, macht ihn reif zum Empfang göttlicher Mysterien. So

ist alle natürliche Ethik nicht Ziel, sondern nur Grundlage, Voraussetzung des überethischen, genialen, göttlichen Menschenseins. Das Individuum muß sterben, um im reinen Aether des Göttlichen zu leben. „Und so lang du dies nicht hast, dieses: „Stirb' und Werdel“, bist du nur ein trüber Gast auf der schönen Erde.“

Der Genius lebt in einer andern Welt und seine Werke gehören jener anderen höheren Welt an; deshalb sind sie dem gemeinen Wesen unverständlich, unzugänglich. Der Genius nimmt das gemeine Leben nicht ernst; sein ganzer Ernst gilt nur seinem göttlichen Spiel. Der gemeine Mensch sieht in diesem nur Träume und hohlen Schein; ihm ist der Genius unfittlich, weil er aus der Froschperspektive seiner Moral das hohe Ethos des Genius nicht wahrnimmt. Genie und Philister sprechen verschiedene Sprachen; sie werden einander nie verstehen. Im Kunstwerk, wie im Geist des Künstlers ist alles Leiden und Begehren des unvollkommenen Individuums überwunden; es spricht nicht zu Individuen, es spricht eine überindividuelle, göttliche Sprache. Aus der Welt des Genius weht ein Hauch der übermenschlichen Kühle, der fremden Unfassbarkeit das gemeine Individuum an; je vollkommener das Kunstwerk, desto ferner rückt es der niedrig menschlichen Sphäre. Das vollkommene Kunstwerk ist ein unzugänglicher Mont-Salvat für den gemeinen, natürlichen Menschen; es steht vor ihm in unberührbar eisiger Ferne; es hat alle Gemeinschaft mit dem Gemeinen aufgegeben; es steht hoch über dem engen Gefühlleben des gemeinen Menschen; hohe Kunst löst dessen Begehrlichkeit zurück; Wille und Wunsch, Reiz und Gewährung, alles, was dem individuellen Menschen schmeichelt, ihn lockt, ihm entgegenkommt, ist hier überstiegen; aber auch alles, was ihn quält und peinigt. In der Kunst hat sich der Genius losgelöst von allen Banden der natürlichen Realität und ist ins Ewige zurückgetreten; sein Werk atmet Ewigkeitsluft. Der Genius lebt sein eigenes Werk, unberührt, unverstanden von der Menge. Hier spricht Wesen nur zu Wesen, nicht zu Individuen. Daher fröstelt das Individuum mit seinen zeitlichen Interessen in diesem Kreise; das Vollendete hat keine Beziehungen zu ihm, dem grundsätzlich Unvollendeten; daher schleicht es hinweg und findet in andern Kreisen ihm entsprechende Surrogate. Dagegen der Genius selb ist, in jener Höhe gerade von allem nur Menschlichen auszurufen, in der Höhe der Vollkommenheit, wo das wahre Selbst sein höchstes, letztes Erlebnis hat im Objektiven, wo Freiheit sich in Erscheinung äußert.

Die Entfernung von allem Nur-Menschlichen ist die Annäherung an das Göttlich-Menschliche. Erst indem wir zu unserer Individualität Distanz gewinnen, gewinnen wir die Berührung mit dem göttlichen Pol unseres Wesens. Daß wir überhaupt Kunst, als sinnliche Erscheinung des geistigen Wesens, haben, verdanken wir den distanzierenden Sinnen, Auge und Ohr. Die niederen Sinne vermitteln durch unmittelbare Berührung nur Lust und Unlust des Individuums; ist es doch der Schmerz, an dem das Individuum zur Realität erwacht und der es zur Selbsterhaltung gegenüber umgebender Realität erzieht. Diese individuellen Sinne sind es gerade, die dem Ideal der Freiheit und des Zuschauerseins entgegenwirken; sie lehren uns nur Abhängigkeit. Erst Auge und Ohr rücken die Dinge von uns ab, gestatten, sie als Vorstellungen, getrennt vom unmittelbar interessierten Ich, als Objekte frei zu erfahren und zu genießen. Aus unmittelbarer Realität der niederen Empfindungen führen uns die höheren Sinne zur vermittelten Erscheinung. Die Gegenstände des Hautsinnes sind Wirklichkeiten, die des Auges sind Bilder. Durch die primitive Sinnlichkeit ist uns die Realität des leidenden Ich gegeben. Ein lebendiger Punkt fühlt sich verschlungen in ein tausendfältiges Gewirr räumlich und zeitlich unmittelbar wirkender Fäden und Punkte, fühlt sich angezogen, abgestoßen, abhängig und bestimmt, leidend in bedrückender Umgebung. Dagegen Auge und Ohr die Dinge fernab von dieser unmittelbaren Körperlichkeit rücken; nun berührt nicht mehr unmittelbar realer Körper von Realität entsteht. Der schwingende Stab, der, mit unserer Haut in Berührung gebracht, eine schmerzliche Realität für uns wäre, dringt zu unserem Ohr nur mehr als ferner Ton, der unsere Körperfläche, ichtliche Realität nicht berührt, nur eine Erscheinung für unseren vorstellenden Geist darstellt. Das Licht, das unsere Haut verbrennt, wirkt auf unser Auge, fernab gerückt, nur mehr als Phänomen, das unserem unmittelbaren Bestand gleichgültig ist. So lösen sich durch die leise Vermittlung von Auge und Ohr die Dinge von unserem unmittelbaren egoistischen Lebensinteresse los, lösen wir uns von den Dingen los. Unser Ich, das unter der primitiven Sinnlichkeit unmittelbar litt, schweigt bei dieser fernen Berührung mehr und mehr; es sind nicht Körper, die uns treffen; es wird nicht der Körper in uns getroffen, es erscheinen nur mehr Bilder von Körpern einem bildenden Geiste. Die Unmittelbarkeit körperlicher Realität ist abgelöst von einer Mittelbarkeit geistiger Erscheinung. Wir leiden nicht mehr, wir empfinden uns weniger als materielle Realität, vielmehr als aktiven Geist, der Erscheinungen erlebt. Wir werden nicht mehr gefährdet berührt, wir schauen und hören; das sind nicht mehr real-körper-

liche Eindrücke, es sind geistige, bildhafte Erlebnisse. Das Leiden verwandelt sich zunehmend in schöpferische Aktivität, die sich frei gemacht hat von dringender Realität. Der Schauende, der Hörende sind unberührt als körperliche Realitäten und empfinden sich nicht als solche. Das natürliche Existenz-Interesse des Individuums ist nicht mehr in Frage und schweigt. Und wir schreiten fort zu einem rein geistigen Schauen, das selbst dieser leisen fernen Eindrücke nicht mehr bedarf, das aus eigener Kraft bildend schauend schafft. In Ohr und Auge geht das Leiden der Realität in ein freies Bilden der Geistigkeit über; es vollzieht sich zunehmend ein Befreien und Loslösen aus realen Banden, zunehmend ein Zuhörersein, Zuschauersein ohne Interesse des körperlichen Ich, ein geistiges Erleben von Bildern und Harmonien, die nur geistige Beziehungen zum Ich haben, die dieses nicht an seine Realität gemahnen, ihm vielmehr zum Bewußtsein freien Erlebens einer innerlichsten Geistigkeit verhelfen.

Die Unmittelbarkeit körperlich-realer Berührung hat aufgehört; Mittelbarkeit, Ferne lösen die drängenden Bande zwischen Realität und Realität, erlauben uns, in unberührter Freiheit Bilder, Erscheinungen, endlich Symbole wahrer geistiger Realität gelassen zu schauen. Das Nahe ist Ferne geworden; das Gegenwärtige wird wie ein Vergangenes erlebt, erinnert, das uns nicht bedrängt, das beruhigt vor dem geistigen Auge und Ohr steht. Wir lernen, das vor dem veritend Wirkliche als reines Schauspiel zu erleben, wir fangen an, statt Wirklichkeit zu fürchten, Schönheit und Wahrheit zu genießen. Der Bahn der körperlichen Realität ist vergessen; mit der eigenen verliert auch das Körperliche draußen seine Realität; nicht mehr drängen sich Körper an Körper, sondern ferne stille Erscheinungen leben in einem freien unberührten Geiste; nicht mehr ein gebundenes Ich empfindet relative Einflüsse, sondern ein freier Geist beginnt wahrzunehmen, wahr zu sehen. Die verfälschenden Färbungen verlassen, die die Not des Wirklichen allen Bezügen gegeben hatte; das abhängige Ich konnte nicht unabhängig sehen; es mußte hoffen und fürchten, es kannte nur Gutes und Böses. Der aus allen Zusammenhängen gelöste Geist beginnt unabhängig Wahrheit zu schauen. Was wesentlich und unwesentlich, kann nur aus dieser stillen Ferne ersehen werden. Nähe und Verbundenheit, Sorgen und Wünsche des befangenen Augenblicks vergrößern das Unwesentliche, drängen das Kleine und oft auch Falsche als groß und wichtig vor und verbergen das Wesentliche. Die Brille des Egoismus verfärbt, verdüstert alle Gegenwart. Den Charakter eines Gebirgslandes kann nur richtig überblicken, wer von ferne und oben darauf herabschaut, nicht, wer beengt und beängstigt in seinen dornenreichen Schluchten klettert und leucht.

Groß sehen, Rein sehen, Wahr sehen, wahrhaft Schauen kann nur der weiße Genius, der Unbeteiligte, Unvoreingenommene, Unpersönlich-Sehende, das arme Ich schweigt; es schaut gleichsam nur der absolute Geist das absolute Wahre, die großen reinen Züge des Wesens, seines Wesens. Jean Paul sagt, im Quintus Fixlein: „Verachte die Angst und den Wunsch, die Zukunft und die Vergangenheit! Genieße dein Sein mehr als deine Art zu sein, und der liebste Gegenstand deines Bewußtseins sei dieses Bewußtsein selber!“ Von der Höhe unbefangenen Schauens aus gilt es hinabzublicken auf das Wunder der Erscheinung, auf das Wunder des Bewußtseins selber. Die Lösung aus Schlingen und Fesseln der primitiven Sinnlichkeit ist Erlösung; sie läßt uns Wahr sehen und dieses Wahrheit-Schauen wiederum befestigt unsere Gelöstheit und Freiheit. Angst und Wunsch, Bedürfnis verfärbt die stille Wahrheit ins aufgeregte Hoffige, ins bange Düstere; die furchtlos, wunschlos heitere Ferne läßt uns Wahrheit erleben, in der alles Persönliche untergegangen ist. Dieses reine Auge, dieses heitere Ohr sind die Organe des Künstlers. Wahrheit schöpferisch Erkennen und Schönheit rein genießen, unvergiftet durch die von Gott weißlich verbottene Frucht des Guten und Bösen, ist das Paradies des Menschen.

Goethe, „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“, sah durch die verwirrende Fülle der realen Pflanzen hindurch die geistige Urpflanze und zeichnete sie Schiller hin. Wenn dieser einwirft: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee“, so redet er als Philosoph; aber der Künstler Goethe konnte antworten: „So freue ich mich, daß ich Ideen habe und sie sogar mit Augen sehen kann.“ Das ist künstlerische, intellektuelle Anschauung, die in der Natur die formende Geistesart sieht, die das ur-eigenste, innerlichste Geistesgebilde als Wesensform in der Natur erblickt, die innere Freiheit in die objektive Wirklichkeit als Herrscherin und Wesen projiziert. Das Auge des Künstlers, nicht mehr ein Sinn, um Gegebenes erleidend an die Gegebenheit des Ich zu vermitteln, wird schöpferisch, gebend, wird zum Organ des freien Geistes; aus einem rezeptiven Apparat für die Bewegungen einer Materie wird es zum aktiven Werkzeug, welches den Geist in der Erscheinung gestaltet. Ein freies, schöpferisches Erschaffen der Erscheinung des Wesens, nicht mehr nur ein passives Aufnehmen sinnlicher Zeichen und Verarbeiten derselben durch den Begriff, ist die platonische Idee; nicht ein aposteriorisches Ordnen des Gegebenen, Tatsächlichen, Realen, wie es die passive Arbeit des Realität-ergebenden Verstandes ist, sondern ein apriorisches aktives Schaffen, Geben, eine Tat der

Freiheit ist die Idee; eine Welt der souveränen Freiheit ist die Ideenwelt. Die Dinge haben so viel wahre Realität, als sie an der Idee teilhaben, sagt Platon; so viel Wesen, als Freiheit in ihnen herrscht. Der Gegensatz dazu, die Materie, das vom freigestaltenden Geiste Unerreichte, ist dem Griechen das Chaos, die wilde Maßlosigkeit, das Ungeistige, Unfreie, in Dumpsheit Gebundene, das Ungöttliche. Nicht in der Unmittelbarkeit der materiellen Natur, im Sinnlich-Gegebenen, sondern, im Gegensatz zu ihr, in der reinen Geistigkeit, die schafft und herrscht, die spielt, liegt das Wesen; die Welt als freie Geistesart ist Symbol des vollendeten Wesens.

In den platonischen Ideen spielt der absolute Geist. Der ruheloze Fluß des vergänglichen Scheins ist das Nichts. Das absolute Wesen in seiner weltüberlegenen Stille ist Alles; zwischen der unoffenbaren Wahrheit und der offenbaren Unwahrheit, zwischen Wesen und Unwesen vermittelt das Zwischenreich der Ideen, in denen die weltüberlegene Freiheit des Wesens in freiem Spielen offenbar wird; die Welt erlebt, wie sie in Gott ist, von Gott aus geschaut, nicht wie sie außer Gott, in materieller Realität, gemeinhin erfahren wird. Aus der Fülle der Kraft überfließen die Ideen konkreter Lebendigkeit, während die Begriffe die wir aus der Mannigfaltigkeit der Natur abnehmen, schwarz-weiße Abstraktionen ihrer aktiven Lebendigkeit sind.

Die Ideen sind das schöpferische Apriori, die Begriffe das leblose Aposteriori der Natur. Begriffe sind spiegelbildliche Reflexionen, Ideen sind urbildliche Mächte. Begriff ist nur Name; Idee ist Nennen und Gestalten in Einem. Verstandesbegriffe schleßen die Sinnlichkeit aus; Ideen schleßen sie ein, aber nicht als fremde, beschränkende „Gegebenheit“, sondern als eigene gebende Kraft. Der Begriff abstrahiert, um zur Einheit zu gelangen; die Idee fließt aus der Einheit und ist in jeder Gestaltung ihrer spielenden Aktivität Symbol der geistigen Einheit und Freiheit. Ideen produzieren Wirklichkeit aus Fülle der Einheit; Begriffe reduzieren Wirklichkeit zur Leere abstrakter Einheit. Ideen sind Urkräfte des Wesens, die seine Freiheit offenbaren; Begriffe sind tote Schemata des realität-gebundenen Verstandes; Ideen sind göttliche Symbole, die das Göttliche in der Erscheinung bedeuten.

Die prometheischen schöpferischen Ideen sind ante rem und in re, sind Gott in der Natur, sind Natur als Gott; die epimetheischen Begriffe sind post rem, tote Spiegelbilder einer einst göttlichen Natur, ein kalter Abklatsch des pulsierenden Lebens der Ideen. Die Idee ist mehr als wirklich; der Begriff ist weniger als wirklich. In Ideen spielt Gott, in Begriffen schlägt sich dies lebendige Spiel für den menschlichen Verstand nieder. Idee ist jugendlicher Ausgang, Uraufgang, Urkraft; Begriff ist alterndes Ende, das den Anfang verstandesmäßig begreift; geschaut, lebensvolle, schaffende Welt-Ideen werden in leblosen, schematischen Begriffen nachgedacht. In der spielenden Aktion der Ideen hat das absolute freie Wesen das Symbol seiner Vollendung. Die unmittelbare Natur der Sinne und des Verstandes, diese materiell-logische Realität, ist, wie die Wesen sagen, der Wahn des Nicht-Wissens; das schöpferische, aus Freiheit fließende Reich der Ideen ist die Wahrheit. Als Wirkung der Freiheit, als Spiel ist diese Welt Wesen; wo die Freiheit, das Spiel, nicht hinreicht, ist das Chaos, das Nichts, die dumpfe Dual des Irrtums.

In der Ideenwelt ist Freiheit, Wahrheit; in der natv-realen Natur ist Irrtum und Zwang. Die Aktion ist göttliche Seligkeit, die Passion ist das Leiden der Menschen. Die Wahrheit der Welt ist die spielende, künstlerisch-schöpferische Tat; im aktiven Spielen des Geistes liegt ihre wahre Realität. Das Einzelne ist nicht untergegangen wie in der Abstraktion, sondern es besteht nicht als materielle und leidende Realität, sondern als symbolischer Verkündiger der Idealität und Freiheit; in jeder Erscheinung, in jeder Gestalt offenbart sich das Eine, vollendete Wesen; es ist ja nichts außer Gott. Die Ideenwelt ist die lebendige Tat des freien weltüberlegenen Wesens; in dieser reinen Aktivität ist alles „Gegebene“ zur Freiheit des Gebens erhoben, alle Materie vergeistigt. Das Wirken der Freiheit im scheinbar Gegebenen ist der Welt Inhalt. Die Welt ist das Feld des Spielens der Freiheit. Freiheit in Aktion, die aus Ideen gestaltete Welt, die Welt des schöpferischen Künstlers, des Genius, des wahrhaft spielenden Menschen, ist das Symbol des Wesens. Die überfließende Urkraft des vollkommenen Wesens, das Spiel weltbeherrschender, geistgestaltender Ideen ist unendlich; dieses gewaltige Spiel ohne Ende ist unsere offenbare Welt, unser Leben. Dieses Spiel hat kein Ziel und keinen Zweck außer sich selbst, es ist sich Selbstzweck; es ist Spielen um des Spielens willen; die Offenbarung unserer Freiheit durch das Spiel der Ideen. Zweck und Ursprung des künstlerischen Spiels ist Eines: die Freiheit des vollendeten Wesens, die sich nur spielend offenbaren kann. Im schöpferischen Gestalten offenbart sich das in innerer Gewisheit vollendet ruhende Göttliche als sinnlich-geistige Welt.

Eine kühne philosophische Tat des Künstlers Platon: das Reich der Ideen vermittelnd zwischen den beiden Gestaltlosen, dem absoluten Sein der Eleaten und dem absoluten Nicht-Sein und Vergehen des Heraklit; die Bewegung erhalten und doch überwunden; die Ruhe der Vollendung gewahrt und doch offen-

bart im göttlichen Spiel der gestaltenden Ideen. Das Spiel verfährt das *εὖρος ὄν* mit dem *πᾶντα εἶναι*. Freiheit und Gebundenheit, Gott und Natur in der Einheit des Spielens vereint; das Göttliche in die Natur hineingezogen und gleichzeitig die Natur zu Gott erhoben; die Realität des ruhelosen Prozesses zur Idealität des Spiels verklärt; diese zum Spiel verklärte Natur Symbol der göttlichen Freiheit. Die göttliche Ruhe und Vollendung schließt diese Welt der Erscheinung nicht aus; das Ewige muß in der Zeit jederzeit gegenwärtig sein; es ist gegenwärtig im Symbol der Vollendung.

Platons Ideen sind primäre, konkrete, geistig-sinnliche, göttliche Schöpfungsakte, im Gegensatz zu den abgezogenen, sekundären Begriffspiegelungen einer Realität im abstrakten Denken; sie sind die „Namen und Gestalten“ der Upanishaden, die Urbilder dieser Welt, aber nicht nur als Schemata, sondern als lebendige aktive Kräfte erfährt; sie sind in Einem Namen und Gestalten und schöpferischer Wille; sie sind das Kennen und Gestalten. Die Urrealität dieser Welt sind die göttlichen Ideen, Urbilder im göttlichen Geiste; von dieser Urbildlichkeit hat die gemeine Wirklichkeit der Dinge ihre Realität; aber die Begriffe sind nur Abbilder der letzteren. Wie in den Upanishaden nur von Gott alle Kreaturen ihr wahres Leben haben, so haben bei Platon alle Dinge nur soviel Wahrheit an sich, als Ideen in denselben zur Erscheinung kommen; die Dinge sind nur wahrhaft, soweit sie Erscheinungen der göttlichen Freiheit sind.

Die unmittelbare Realität der Vielheit erscheint als Kampf und Prozeß; die wahre Realität der Vielheit ist die göttliche Einheit. Einheit, die sich in Vielheit schaut, durchzieht und bewahrt, ist göttliche Ideenkraft. Was Kampf Aller gegen Alle scheint, ist in Wahrheit Spiel des Einen göttlichen Spielers. Das Ziel des vielheitlichen Weltprozesses ist sein Ursprung aus der Einheit; diese Einheit im Weltprozeß als Spiel das ewige Wesen. In dieser göttlichen Wahrheit ist das Nicht-Wissen Wissen geworden und damit überwunden; realer Wille in spielende Symbolik verwandelt. Das gemeine Ich ist keine Realität; seine Realität ist der Gott in allen Jhen, der frei spielende Schöpfer; dieser Gott bist du! — *tat twam asi!* Das Nicht-Wissen hält für Realität, was keine ist; so trennt es uns von unserem Gott, unserem Wesen, unserer wahren Realität. Das Bewußtsein unserer spielenden Göttlichkeit ist uns durch den Wahn individualistischer Realität verloren gegangen. In den platonischen Ideen ist die reale Einheit in einer nur symbolischen Vielheit erhalten; die Vielheit besteht, aber in Einheit zurückgenommen; der Prozeß besteht, aber in die Ruhe des Spieles verewigt.

Wie jedes Spiel, so fordert auch das künstlerische Spiel des Genies seine Regeln und Gesetze. Das künstlerische Spiel ist ja ein Gestalten, ein Bestimmen nach eigenen Gesetzen. Das Gesetz ist Mittel des künstlerischen Ausdrucks. Der Genius ist nicht das Gesetz, er ist über dem Gesetz, er spielt mit Gesetzen. Gemäß den Gesetzen der Sinnlichkeit und des Denkens spielt der Geist; das Wesen ist das Spiel, die Gesetze sind die Mittel, ohne die das bestimmt gestaltete Spiel nicht möglich wäre. Der vollkommene Spieler spielt auf den Organen seiner Offenbarung, auf Organen mit ihrer Gesetzmäßigkeit das Lied von der Freiheit. Das Unbestimmte, Ungehaltene ist das Chaos. Zerstörung des Gesetzes ist nicht Freiheit. Ein es Geistes Freiheit mag Willkür sein; Vielheit wird nur durch Gesetz zur Einheit bezwungen; der Vielheit Eine Freiheit ist das Gesetz. Gesetz ist der Hintergrund des Bildes, das Freiheit darstellen soll. Gesetz ist der Apparat für die Offenbarung der Freiheit; aber der Apparat ist wiederum nicht die Sache, das Gesetz nicht das Wesen, das freie Spiel. Gesetze, für die chaotisch Vielen, die zum physischen und moralischen Kosmos bindenden Götter; für den göttlichen Genius die Mittel und Regeln seines Spiels. Ein Spielen im Rahmen der Gesetzmäßigkeit, so erscheint die Freiheit im Bilde. Die Realität der vielheitlichen Individuen unterwirft und vernichtet das Gesetz; die Realität des Gesetzes setzt zum bloßen Mittel herab die Freiheit; von der Materialität befreit das vergeistigende Gesetz; von der bloßen Gesetzmäßigkeit erlöst der spielende freie Genius. Auf der Klaviatur der gemeinen Realität spielt das Gesetz; auf den Saiten des Gesetzes spielt die Freiheit. Dem Wesen ist nichts „gegeben“; es ist allein das Gebende, Gesetze-Gebende und durch Gesetze, in Regeln das Spielende. Die Regeln sind nicht das Spiel; aber der Spieler braucht Regeln; das Wesen aber ist der nur spielende Geist. Der Geist, in Natur und Kunst spielend, ist in seiner tiefsten Wahrheit mehr als bloß gesetzmäßig, mehr als bloß logisch; aber wenn er spielt, braucht er Gesetze des Spiels. Aber die logische Materie, an der der spielende Geist gestaltend sich äußert, ist nicht dieser Geist selbst; das Gesetz ist nicht das freie Wesen in seiner überweltlichen, übergesellschaftlichen Größe; und diese ist es, die in der Welt zum Ausdruck kommen muß, wenn sie Symbol der vollkommenen Freiheit sein soll. Gesetze sind Mittel, aber die Mittel sind nicht die Sache selbst; die Grammatik nicht das Gedicht. Ueber der realen Notwendigkeit der Ueberflus des genialen Geistes; über allen Zwecken die heitere Zwecklosigkeit; über dem nüchternen Gesetz die Trunkenheit der Freiheit.

Arthur v. Brauer / Großherzog Friedrich I.

Auf den 60. Geburtstag der Königin von Schweden geb. Prinzessin von Baden (7. August) ist in Stockholm ein dieser Fürstin gewidmetes Buch erschienen. Staatsminister a. D. v. Brauer und Frau Marschall v. Heberlein haben zur Einleitung des Wertes die nachfolgenden Porträtskizzen von Großherzog Friedrich I. und der Großherzogin Luise beigezeichnet.

Die Königin entstammt dem uralten alemannischen Dynastengeschlecht der Zähringer, die schon zur Zeit der sächsischen Kaiser (um das Jahr 999) Grafen im Breisgau waren und unter den Hohenstaufen die Herzogswürde erlangten.

Der Vater der Königin ist jener Friedrich I., der zwei Menschenalter hindurch (1852–1907) als Großherzog weise und segensreich über Baden geherrscht hat. Als Sohn des Großherzogs Leopold und seiner Gemahlin, der Tochter des letzten Schwedenkönigs aus dem Wasahause, kam er am 9. September 1826 zur Welt.

Großherzog Friedrich war erst 26 Jahre alt, als er den Thron seiner Väter bestieg. So jung er war, fiel er schon damals den Staatsmännern seiner Zeit auf durch die Ruhe und Mäßigung, mit der er in schwerer Zeit das Staatsruder ergriff, durch den klaren Blick und den feinen Takt, den er in allen Lagen bekundete. Voll Empfänglichkeit für die sittlich-geistigen Quellen seiner Zeit, galt er bald in ganz Deutschland als Muster eines klugen und gerechten Regenten. Und wenn er auch die moderne Lehre von der Minister-Verantwortlichkeit, dem Zeitgeist entsprechend, gelten ließ, konnte doch diese staatsrechtliche Fiktion ihn nicht von seiner eigenen Verantwortlichkeit vor seinem Gott und seinem Gewissen entbinden. Nach seinem tiefreligiösen Sinn, der frei war von jeder Frömmerei, sah er sein Herrscheramt als unmittelbar von Gott empfangen an. Daraus entsprang seine Gewissenhaftigkeit im Handeln und Wollen.

Erst acht Jahre war er an der Regierung, als der junge Fürst ganz aus eigenem Entschluß jene berühmte Osterproklamation erließ, mit der er die streng konstitutionelle Bahn des gemäßigten Liberalismus beschritt. An deren Grundrissen hielt er sein ganzes langes Regentenleben hindurch unentwegt fest.

Diese Beharrlichkeit und Gleichmäßigkeit seiner inneren Politik trug die herrlichsten Früchte. Hatte er die Regierung

1852 über ein durch die Stürme der Jahre 1848 und 49 verarmtes und verheftetes Land angetreten, hinterließ er es 56 Jahre später seinem Sohn und Nachfolger in ruhigen und geordneten Verhältnissen, in politischem, sittlichem und wirtschaftlichem Aufschwung und wachsender Wohlhabenheit.

Ungeheure Arbeit mußte geleistet werden, um dies Ergebnis zu erreichen. Das Land erhielt eine moderne, auf den Grundsätzen der Öffentlichkeit und Mündlichkeit aufgebaute Rechtspflege, die Volksschule eine gesetzliche Grundlage. Das Verhältnis zu den kirchlichen Korporationen wurde neu geregelt, Freizügigkeit und Gewerbefreiheit eingeführt, den Gemeinden und Kreisen die freieste Selbstverwaltung gewährt. An allen diesen Arbeiten nahm der Landesherr persönlich den rechten Anteil. Manche gute Einrichtung verdankt seinem unmittelbaren Eingreifen ihre Entstehung.

Genug der Leistungen für ein Menschenleben! Aber sein politischer Blick war nicht auf die Angelegenheiten seiner engeren Heimat beschränkt. Glühender deutscher Patriot, hatte er unentwegt, seit er politisch denken konnte, das große Ziel im Auge gehabt, Deutschland wieder zu einem einigen und mächtigen Reiche zu gestalten. Frühzeitig hatte er erkannt, daß nur Preußen die deutsche Frage lösen könne und daß besonders der Prinz von Preußen, der damals in Koblenz Hof hielt, der Mann der Zukunft sei. Er schloß sich ihm um so inniger und vertrauensvoller an, als zugleich eine stille Herzensneigung aufkeimte: im Jahre 1856 verband er sich mit der einzigen Tochter dieses Prinzen, der im späteren Verlauf der Geschichte der erste deutsche Kaiser aus Hohenzollernstamm werden sollte.

Als dann die Zeit des deutschen Werdgangs herannahte, als auf den französischen Schlachtfeldern von 1870 die deutsche Einheit geschmiedet wurde, war Großherzog Friedrich bereit und gerüstet, an dem großen Werke freudig mitzuwirken und alle Opfer zu bringen, die die Schaffung der Einheit von den einzelnen Fürsten fordern mochte. Die Verhandlungen darüber sollten im Herbst 1870 im Hauptquartier in Versailles zum Abschluß kommen. Der Großherzog begab sich persönlich dahin und erreichte mit seinem Beispielen und seinen weisen, stets auf Mäßigung bedachten Ratschlägen, daß sich die deutschen Fürsten in kurzer Zeit durch feierliche Verträge zu einem nach

ausen starken, im Innern freien und autonomen Bunde einigten und unter dem Jubel der Nation dem preussischen Könige die Deutsche Kaiserkrone anboten.

Dem hochherzigen Großherzog fiel es nicht schwer, auf einen wesentlichen Teil seiner Hoheitsrechte zum Besten des Ganzen zu verzichten. Die Macht und Größe Deutschlands galt ihm mehr als seine persönlichen Vorteile. Mit Stolz erklärte damals der badische Landtag, daß unter allen deutschen Patrioten „keiner hochsinniger, keiner mehr von treuer Liebe zum Vaterland besetzt gewesen sei als Badens Fürst“.

In allen wichtigen Entscheidungen jener großen Zeit spürte man Friedrichs feine Hand, der so geschickt im Vermitteln war. Unermüßlich beriet er sich mit dem Könige, dem Kronprinzen, mit den anderen Fürstlichkeiten und deren Ministern, vorab mit Bismarck, und es war mit sein Verdienst, wenn die anfangs so weit auseinandergehenden Ansichten, Wünsche und Pläne aller in Betracht kommenden Gewalten schließlich im Einheitswillen zusammengeführt werden konnten.

Als dann am 18. Januar 1871 im Schloß zu Versailles die feierliche Kaiserproklamation erfolgte, war es mit Fug und Recht der Großherzog Friedrich, der das erste Hoch auf den neuen Kaiser ausbringen durfte.

Das deutsche Volk, wenn es seitdem am 18. Januar den „Geburtsstag“ des Deutschen Reiches feiert, gedenkt dabei stets auch des „Vaten“ (des Großherzogs) in dankbarer Erinnerung. Seine Verdienste um das Zustandekommen des Reichs sind im Volke unvergessen.

Dieser seiner großzügigen und ehrlichen deutschen Politik blieb er treu bis an sein Ende. Wie er das Reich mitbegründet hat, so wurde er fortan sein guter Berater. Neben den mannigfachen Aufgaben, die ihm die neue Zeit im eigenen Lande brachte, hielt er die kommenden Jahrzehnte hindurch sein wachsamem Auge über allen Vorgängen des Reichs. Er hat auf die Reichsinteressen und auf die Reichsleitung mehr Einfluß ausgeübt, als der Mitwelt bekannt geworden ist.

Aber fast unmerklich war der Großherzog, der starke und schöne Mann, im Lauf der Jahre zum weißhaarigen Greis herangereift. Häufig ergriff er jetzt die Gelegenheit, seinem Volke seine Auffassung kundzutun, und ganz Deutschland horchte auf bei seinen beredten Worten, die mit so merkwürdiger Sicherheit die Lage erfaßten. Und weil seine Worte aus dem Herzen kamen, fanden sie auch den Weg zum Herzen der Zuhörer.

Zum wachsenden Ansehen kam jetzt noch die Ehrfurcht hin-

zu, die das hohe Alter solcher Größe verleiht. Für seine Badener war er ein ehrwürdiger Patriarch geworden. Mit seinen treuen Augen, die in heller Bläue strahlten, umrahmt von wallendem, schneeweißen Barte, erschien er dem Volke so, wie es sich den „alten guten König“ der deutschen Sagen- und Märchenwelt vorstellte.

Von so streng verfassungsmäßigen Grundsätzen er sich auch leiten ließ, nahm seine Regierungsweise im Alter doch unwillkürlich einen mehr persönlichen und patriarchalischen Ton an, der aber nicht mit den Forderungen des modernen Konstitutionalismus in Widerspruch geriet, weil er eben mit Takt und Klugheit zur Ausföhrung kam. Dem liberalen Grundcharakter seiner inneren Politik blieb er immer treu, und er suchte danach seine leitenden Minister aus, von Stabel und Mathy, Jolly und Turban bis zu Rott, Brauer und Dusch. Fürstenrecht und Volksrecht hatte er von jeher als sich ergänzende, nicht als sich widersprechende Rechte angesehen.

In seinem achtzigsten Jahr erlebte der Großherzog die Freude, seine goldene Hochzeit in bewunderswerter Frische feiern zu können. Die rührende Teilnahme aus allen Kreisen Badens und Deutschlands bildete den schönen Schlußakt dieses einzigartigen, reich gesegneten und segensreichen Lebens. Eine gütige Vorsehung hatte ihm ein langes Leben beschieden, in dem der Traum und das Ideal seiner Jugend sich glänzend erfüllte: er führte sein Land in über fünfzigjähriger Regierung zu höchster Blüte und Kultur, und er sah sein geliebtes Deutschland herawachsen zum Kaiserium und zur ersten Macht Europas. Er durfte mit berechtigtem Stolz sich als einen der wichtigsten Mitbegründer dieser gewaltigen Schöpfung ansehen.

Der fürchtbare Schmerz blieb ihm erspart, die Vernichtung seines Werks und den Niedergang Deutschlands zu erleben. Am 28. September 1907 entschlief er sanft, nach kurzem Krankenlager, auf der lieblichen Insel im Bodensee, die er so sehr geliebt und die er in langjähriger Arbeit mit großem Kunstsinne in ein Paradies verwandelt hatte.

Der letzte der großen Männer, die das Reich geschaffen hatten, war mit ihm dahingegangen. Aber sein Andenken bleibt wach und ein Trost und Vorbild in der schweren Zeit, die über Deutschland hereingebrochen ist. Der badische Landmann erinnert sich seiner als seines Führers in großen Tagen, und das deutsche Volk nennt ihn Friedrich den Deutschen, des Reiches treuen Eckehard.

M. Freifrau Marschall von Bieberstein / Großherzogin Luise von Baden.

Siebzehnjährig hielt Großherzogin Luise im Jahre 1856 als Jungvermählte an der Seite des Gemahls ihren Einzug in Baden. Sie wurde mit Freude begrüßt, einer Freude, die sich zum brausenden Jubel steigerte, als sie vom Dampfer, der sie den Rhein heraufgetragen und der in Mannheim anlegen sollte, der versammelten Menge mit dem Taschentuch zuwinkte. Dieser spontane, freundliche Gruß ist bezeichnend für die Fürstin, die immer und überall den Menschen gütig und liebevoll entgegentrat und sich dabei auf die Eingebung des Augenblicks verlassen konnte.

Selten wohl war eine Fürstin so für den Beruf einer regierenden Frau und Landesmutter vorbereitet, wie Großherzogin Luise. Die Atmosphäre, die sie im Elternhause umgab, war eine Atmosphäre von Pflichttreue und Gottesfurcht, von Pflege alles dessen, was das Leben groß, schön, lebenswert macht, von gegenseitiger Rücksichtnahme, von unwandelbarer Treue allen denen gegenüber, die dem Hause nahestanden, von Wohlwollen und Hilfsbereitschaft für alle, die deren bedurften. War doch ihr Vater, der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I., der Sohn der in Preußen und ganz Deutschland unvergeßlichen Königin Luise, ihre Mutter die Enkelin von Karl August von Weimar, in der nicht allein der Geist des Hofes, sondern ein Sinn für Wohlsein und Barmherzigkeit lebte, der ihr den Namen einer Tabea auf dem Throne eintrug. Mit der größten Sorgfalt hatte diese bedeutende und feinsinnige Mutter die Erziehung der Prinzessin geleitet und ihr auf allen Gebieten zugänglich gemacht, was sie fördern konnte. In inniger Liebe war die Prinzessin mit ihrem einzigen, um einige Jahre ältern Bruder, dem nachmaligen Kaiser Friedrich III. verbunden, und freundschaftlich verkehrte sie mit einer Reihe von Altersgenossinnen, zu denen die Beziehungen bis in's hohe Alter gepflegt und auf Kinder und Kindeskinde übertragen wurde. Auch ernste Stunden waren der Prinzessin nicht erspart geblieben, als der Vater, verkannt und verfolgt, 1848 nach England fliehen mußte und sie, die zehnjährige, schon die Sorgen der Mutter teilte.

Land und Leute waren ihr von früheren Aufenthalten nicht fremd, als die junge Großherzogin nach Baden kam und eine Fülle von Aufgaben vorfand oder richtiger ihr eine Fülle von

Aufgaben entgegenwuchs, da sie für alles ein offenes Auge, ein warmes Herz und eine hilfsbereite Hand hatte. Schon damals waren ihr vollkommener Verstand und ihre politische Urteilskraft ausgeprägt, und doch hat sie in weiser Zurückhaltung sich niemals auf politischem Gebiet betätigt, wenn sie sicher auch hier das volle Vertrauen des Gemahls genoh. Nicht leicht war für sie die Zeit um 1866, da eine starke antipreußische Strömung in Baden herrschte, doch sie wußte auch dieser Schwierigkeit gerecht zu werden.

Viel trug die Tätigkeit dazu bei, die sie 1859 anlässlich des österreichisch-italienischen Krieges, von dem man befürchtete, daß er an Ausdehnung gewinnen könne, ins Leben gerufen hatte; die Gründung des Badischen Frauenvereins, ihres Lebenswerkes. Im Frieden sowohl, als in den Kriegen 1866, 1870 und ganz besonders im Weltkriege hat er sich in steigendem Maße bewährt. Weit vorausschauend und geradezu bahnbrechend hat hier Großherzogin Luise gewirkt. Kranken-, Kinder- und Armenpflege, Säuglings-, Jugend- und Tuberkulosefürsorge, weibliche Ausbildung zu Erwerbsfähigkeit und Tätigkeit, alle diese Gebiete wurden von ihr in Angriff genommen und die Arbeit auf diesen Gebieten durchgeführt. Ein Netz von Zweigvereinen, — über 500 — war mit der Zeit über das ganze Land gespannt, mit allen war sie in Föhlung. Sie heißt die „Protetktorin“ des Vereins, war aber in Wirklichkeit die Leiterin, die Seele desselben. Auch über die Schulen, die unter ihrem Schutz standen, hatte sie gewissemaßen die Oberleitung. Ganz besonders gilt dies von den von ihr gegründeten und unterhaltenen Anstalten, dem Viktoria-Pensionat in Karlsruhe und in Baden und der Badener Haushaltungsschule. Samstag abend pflegte die Großherzogin an der Andacht im Viktoria-Pensionat in Karlsruhe Teil zu nehmen und rührend war, wie sie danach mit den Kindern sprach, besonders mit solchen, die konfirmiert werden sollten und wie dann die ganze junge Schar mit Tüchern winkend sie zum Wagen geleitete.

Das war eben das Geheimnis: Großherzogin Luise begnügte sich nicht im Großen zu organisieren, ihr war jeder einzelne Mensch wichtig. Unzählige sind in tiefem Leid zu ihr gekommen und hätten beim Fortgehen, wie einst eine Schwarz-

wälder Bäuerin, sagen können: „Jetzt hab' ich mich halt recht mit Ihne getrüftet, Frau Großherzogin“. Nichts war ihr gering und klein. Ueber jedes Blümchen aus Kinderhand konnte sie sich freuen. Immer sorgte sie persönlich, — und tut es noch heute — daß Blumen, die man ihr überreicht, sofort in's Wasser gestellt werden, wenn sie nicht weiter wandern, um andere, Kranke und Einsame zu erfreuen. Diese rührende persönliche Anteilnahme und Fürsorge hat Großherzogin Luise besonders im Kriege befundet. Unermüdllich ging sie in den Lazaretten von Bett zu Bett, und wie eine Mutter sprach sie mit jedem einzelnen. Für Schwerverwundete und Kranke dachte sie sich immer neue Erleichterungen und Erquickungen aus. In manchem Sterbebett hat sie gesessen und aus dem reichen Schatz ihres Gottvertrauens anderen Kraft gegeben in ernster und schwerer Stunde.

Kranke, Mühselige und Beladene stehen ihrem Herzen besonders nahe. Hört sie von einer Not, so ist ihr erstes Wort: „Wie könnte man da helfen?“ Aber ihr Interesse und ihre Fürsorge erstreckt sich noch weiter. Es gibt kein Gebiet der Technik, der Wissenschaft und der Kunst, an dem sie nicht Anteil nimmt, auf dem sie vielfach in erstaunlichem Maße zu Hause ist. So berichtete ein Fliegeroffizier, noch nie sei er von einem „Vaien“ mit so viel Verständnis über die Konstruktion eines Flugzeuges befragt worden, wie von der Großherzogin Luise.

Dst ist es ausgesprochen worden, wie sehr nach dem Tode des Großherzogs sein und seiner Gemahlin Anteilnahme an der Entwicklung des Karlsruher Hoftheaters, das sie als Witwe nicht mehr betrat, vermisst wurde. Wußte das fürstliche Paar es doch möglich zu machen, fast jeder Vorstellung anzuwohnen, wenn es auch oft nur auf kurze Zeit sein konnte. Kein Konzert, kein Vortrag wurde versäumt und damit so mancher Künstler und Gelehrter nach Karlsruhe gezogen, der es sonst vielleicht nicht aufgesucht hätte.

Die Gastfreundschaft, die Großherzogin Luise gemeinsam mit dem Gemahl ausübte, war eine unbegrenzte. Mit fürstlicher Würde, mit gewinnender Anmut empfing die Großherzogin weite Kreise der Gesellschaft auf Ballen, Empfängen und Hoffkonzerten, welche während des Winters im Karlsruher Schlosse stattfanden und unterhielt sich mit jedem ihrer Gäste in gütiger, ganz persönlicher Weise. Zahlreiche bedeutende Persönlichkeiten aus dem In- und Auslande ließen es sich nicht nehmen, das hohe Paar in Karlsruhe, auf der Mainau und in Baden-Baden aufzusuchen, kein angespannter Faden wurde abgerissen, keine wertvolle Beziehung fallen gelassen. Diese Sitte hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Noch kürzlich wurde einem Herrn, der in Berlin in einem Kreise von Norddeutschen die Absicht äußerte, sich zu Großherzogin Luise zu begeben, die Antwort: „Da steht Ihnen etwas sehr schönes bevor.“ Auf alle Interessen eingehend, aus allen das wertvolle herausholend, pflegt die Großherzogin beim Abschied in wenigen, aber eindrucksvollen Worten ihren Besuchern etwas mit auf den Weg zu geben, das von dauerndem Werte ist.

Großherzogin Luise ist selbst literarisch begabt, und es ist zu bedauern, daß ihre mannigfachen Pflichten ihr nicht mehr Zeit ließen, diese Begabung in die Tat umzusetzen. Nach dem frühen Tode ihres jüngsten Sohnes, des Prinzen Ludwig, gab sie eine kleine Sammlung von Aussprüchen und Betrachtungen heraus: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, deren Anfang von ihr geschrieben ist, und einige Jahre nach dem Tode des Großherzogs ein kleines Heft: „Den Leidtragenden.“ Aus eigenem Erleben kommend, in ihrer Schlichtheit und Tiefe sind diese Schriften vielen zum Trost geworden. Auf ihre Veranlassung und mit ihrer tätigen Mithilfe wurden eine ganze Reihe Begleitbücher für Schwestern, Konfirmanden und andere jugendliche zusammengestellt und herausgegeben.

Es ist nicht möglich, Großherzogin Luise in ihrer Wirksamkeit als Landesmutter auf allen Wegen zu folgen. Aber einen Blick dürfen wir tun in ihr Heim, in ihr Wirken als Hausfrau, Mutter und Gattin. Als Hausfrau, die sich um das

Wohl und Wehe jedes Hausgenossen kümmert, die für ihre Gäste bis in's kleinste bedacht ist, der der Küchenzettel wichtig und die Behandlung der Wäsche nicht gleichgültig ist, die sorgt, daß nichts umkomme, womit anderen noch gedient werden kann.

Mit der gößten Treue hat Großherzogin Luise die Erziehung ihrer drei Kinder geleitet, für eine gründliche Ausbildung auf allen Gebieten gesorgt und alles in ihnen gepflegt, was für ihren späteren Beruf von Wert war. Möchte sie nach einem Hoffest noch so spät zur Ruhe gekommen sein, so erschien sie nicht selten am folgenden Morgen schon um 9 Uhr in der „Klasse“ ihrer Tochter, und wohnte dem Unterricht bei, den Schülerinnen ein Vorbild treuer Pflichterfüllung gebend. Schon früh nahmen ihre Kinder an den Mahlzeiten der Eltern teil, mit ihnen wurde gelesen, wurden Ausflüge und Reisen unternommen und dabei in Wort und Beispiel auf die jungen Gemüter eingewirkt. Mit geradezu rührender Liebe hängen denn auch beide Kinder, Großherzog Friedrich II. und Königin Viktoria von Schweden an ihrer innig verehrten Mutter.

Der erste Schatten, der auf die überaus glückliche Ehe fiel, war der Tod des Prinzen Ludwig, den mit 22 Jahren eine Lungenentzündung dahintrass. Aber diese Prüfung hat Großherzogin Luise nur noch weicher, mitfühlender, hilfsbereiter gemacht. Zu seinem Andenken wurde ein Krankenhaus und ein Heim für alleinstehende Frauen gegründet, die seinen Namen tragen.

Eine innigere Gemeinschaft als die zwischen Großherzogin Luise und ihrem Gemahl läßt sich nicht denken. Unvergeßlich wird jedem, der ihn erlebte, der Augenblick sein, an dem das hohe Paar nach 50jähriger Ehe wieder vor den Altar trat. Aufrecht die vornehmen Gestalten und ihre Gesichtszüge verklärt von innerstem Glück und tiefer Ergriffenheit. Sie waren ihren Weg gewandert, verbunden in Liebe und Treue und hatten gemeinsam Lust und Leid, Lasten und Pflichten getragen. Diese Gemeinsamkeit erstreckte sich bis auf tausend Einzelheiten des täglichen Lebens, sie umfaßte auch die Liebe zur Natur, die beiden in hohem Maße eigen war. Jeden Baum, jeden Strauch kennt Großherzogin Luise auf der geliebten Mainau und es entspinnt sich mitunter ein kleiner Kampf, wenn der eine oder andere aus praktischen Gründen entfernt werden soll. Auch über die Natur oder wie sie gern sagt, „Gottes Schöpfung“ hat Großherzogin Luise manch schöne Aufzeichnungen gemacht. Wie konnte sie auf Fahrten und Wanderungen mit dem Gemahl die Schönheit des blauen Bodensees, der Schwarzwaldberge, der Alpenhöhen genießen, im Irdischen stets auch ein Abglanz des Himmlischen erkennend!

Und dann kam der Tag, an dem sie unter „seinen Bäumen“ dem Sarge des Großherzogs vom Mainauer Schlosse zur Landungsstelle der Insel folgte, um ihn über den See und durch den Schwarzwald heimzuleiten zur Gruft im „Fasane-garten“ in Karlsruhe, in der schon der vorangegangene Sohn ruht. Von Trauer gebeugt, aber nicht zerbrochen. Billige Vernichtung hätte auch nicht dem Wesen dieser Ehe entsprochen, die so tief in Ewigkeitsglauben wurzelte, daß selbst der Tod sie nicht scheiden konnte.

Nun sehen wir die greise Fürstin ihren Weg allein fortsetzen. Wenn sie begleitet von ihren Hunden, leicht auf ihren Schirm gestützt, im Rosengarten der Mainau sich ergeht, erinnert sie gar manchen an Bilder von Friedrich dem Großen in Sanssouci. Das feine, schmale Profil, die noch jetzt ausdrucks-vollen blauen Augen sie gemahnen an den Großen König, mit dem sie politische Scharfsicht, unbegrenzte Energie, warme Vaterlandsliebe und bedeutende Organisationsgabe gemeinsam hat. Aber darüber hinaus ist ihr verliessen die Gabe der Mütterlichkeit und ein felsenfester Glaube, der sie alles, auch das Schwerste, aus Gottes Hand nehmen läßt, so daß sich an ihr erfüllt, was das Lieblingswort ihres heimgegangenen Großherzogs ausdrückt: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen.“

Karl Walter / Christian Schmitt.

Ein elsässischer Dichter.

„An deutsch dachtenden Söhnen hat es dem Elsaß nie gefehlt, selbst in dem Zeitraum seiner Zugehörigkeit zu Frankreich. In den zwei letzten Jahrzehnten aber, da mit dem Wiederanschluß an das Deutsche Reich auch die Schulbildung eine wesentlich deutsche wurde, war es eine natürliche Folge davon, daß dichterisch angelegte junge Elsässer mit umso größerer Beilichtheit auch in gebundener Rede ihre Muttersprache handhaben lernten. Unter diesen jüngeren Landsleuten ist Christian Schmitt der begabtesten einer.“ — So führte der Rektor des elsässischen Schrifttums, Adolf Stöber, den damals Sechszwanzigjährigen in dem Vorwort zu den „Alsälidern“ 1891 in die deutsche Literatur ein. Als Altersgenosse Friedrich Rienschards wurde Schmitt am 18. März 1865 in dem einst hanau-

ischen Dorfe Gendertheim im Unter-Elsaß geboren. In seine Jugend klang „das fremde Machtwort der Franzosenzeit“ noch hinein „und dann das Kriegsgeräusch“. Er widmete sich dem Lehramt und war von 1885—1896 auf dem Lande und an verschiedenen Schulen Straßburgs darin tätig, fast zerrieben von der Kette des Berufs, bis er eine ihm zusagendere Beschäftigung an der Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg fand. Obwohl von beiden Eltern her altelsässischen Geschlechtern entstammend, hat er im Mai 1919 seine geliebte Heimat verlassen und lebt seither als Obersekretär der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe. In einem innigen Abschiedsgruß verließ er seinem Schmerz um das verlorene Land von einer Höhe der Nordvogesen aus poetischen Ausdruck:

Abschied vom Elfaß.

Wie strahlst in junger Maienblüte
Du, Heimat, hell vor meinem Fuhr!
Verhaltenen Kummer im Gemüte,
Biet ich dir meinen letzten Gruß.
Dein tröstlich Bild, wenn ich nun scheide,
Sei nah mir und begleite mich!
Geheiligt ist mir, was ich leide,
Weil ich es leiden darf um dich."

Schmitts dichterische Begabung liegt vorwiegend auf lyrischem Gebiet. Seine erste Gedichtsammlung „Als alle der“ enthält noch viel Nachempfundenenes, kündigt jedoch schon ein starkes und eigenwüchsiges lyrisches Talent an, das sich in den zehn Jahre später erschienenen „Neuen Gedichten“ zur persönlichen Note durchgerungen hat. In seiner dritten Liebersammlung „Aus Höhen und Tiefen“ (1907) sind die Stimmungen des Reisenden geklärt und schönheitvoll zum vollendeten Ausdruck gebracht. 1889 ermunterte den jungen Dichter der damals in hohem Ansehen stehende Schwabe Karl Gerok, durch die „liebvolle Wärme des Inhalts“ der Gedichte Schmitts wie „durch die meisterhafte Handhabung der poetischen Form hochehrfurcht und wahrlich erquickt“, zu weiteren Werken. Gerok führt uns auch schon zum Kern der Lyrik Christian Schmitts. Dieser strebt mit echt künstlerischem Trieb unentwegt dem Seelischen zu und folgt dabei dem Prinzip der Form- und Klangschönheit. Seine Lyrik verrät tiefes und wahres Empfinden, verbunden mit fein ausgebildetem Formgefühl; sie hat etwas Rhythmisch-Flüssiges, ja Leicht-Melodisches, und es ist kein Wunder, wenn viele der Gedichte Schmitts vertont worden sind. Der Grundton der Schmittschen Lyrik ist gar oft tiefste Melancholie. „Mir wach, wie dir, o Welt, das Leid ein Trauerleid“ klagt der Dichter, über den alle Schwierigkeiten und Nöte des Lebens eingestürzt sind, im „Herbstsonnenschein“; ein andermal seufzt er vor seines „Vaters Grab an Allerseelen“; „Mir aber legt der Wehmut dunkeln Flor auf meine Seele schattengleich die Trauer“, „Mein Herz ist froh, und leis, doch auch erfüllt ein schmerzdurchbehter Hauch von Wehmut seine Tiefen“; oder er spricht vom „Pflug der Schmerzen“ der ihn tief genug durchfurcht habe. Und doch ringt er sich aus tiefster Niedergeschlagenheit immer wieder empor zu geistiger Harmonie, die neuen Lebensmut aus dem Leid zu schöpfen fähig ist. „In Einsamkeiten wächst die Seele groß“, sagt er in der Sammlung „Höhen und Tiefen“. Drum weiß er sich gern eins mit der Natur, die ihm den inneren Frieden schenkt:

„Versunken ist zum Erdenstaube,
Was lang die Seele mir beschwert,
Und all mein Wesen füllt der Glaube,
Der nichts sich wünscht und nichts entbehrt.“

Hier fühlt er sich dem Ewigen verschwiebert, findet seine tiefe Religiosität ihren Anker. Wie voll und warm enfließen die Akkorde seiner Leier, wenn er Naturstimmungen wiedergibt! Manche seiner Bilder malt er dann geradezu greifbar; so in der „Herbstfrühe“:

„Vor meinem Haus hat aufgespannt
Der Nebel seine graue Wand.“

Adam Karillon / Hart oder weich.

Es war ein Unfuss. Sie hatten einander nicht heiraten sollen. Sie hatten verschiedene Religionen, verschiedene Weltanschauungen, ja verschiedene Sinne. Was sie Musik nannte, empfand er als Geräusch. Sein Blau war ihr Schwarz, und wenn er schwätzte, dann erklärte sie von kalten Schauern überrieselt zu sein. Doch über all diese Differenzen wäre man vielleicht noch friedlich hinweggekommen, wenn eines nicht gewesen wäre, der verteufteste Unterschied zwischen hart und weich. Wenn Lene behauptete, man könne das Fleisch mit der Zunge zerdrücken, lautete Lenhard an seinen Fleischbrocken herum, daß es ein Knaden gab, als ob ein Eberenschleifer mit dem Senfenstumpf über den feuerpeinenden Schleifstein streiche. Doch das Fleisch war auf dem Tische des Ehepaares eine nicht allzuhäufige Erscheinung, und wenn man nur feinetthalben sich geizt hätte, so konnte man, von zweiundfünfzig Sonntagen abgesehen, im übrigen friedliche Tage haben. Aber da waren noch die Kartoffel, die Rüben und vor allem die Eier vorhanden, über deren Aggregatzustände sich die guten Leuten nicht zu einigen vermochten. Während Lene behauptete und sich auf den Pfarrer Kneipp berief, daß dem Naturmenschen einzig nur die angewärmten Eier beförmlich seien, stützte sich Lenhard auf den Wolf-Jäger und verteidigte mit Leidenschaftlichkeit die Ansicht, daß einzig nur die hartgefotenen Eier das Blut zu reinigen und die Nerven zu stärken vermöchten. Da es meistens so zu sein pflegt, daß man von dem, was einem Verdruß bereitet, die Menge hat, so waren auch bei diesem Ehepaar die

Eier schon gesagt, daß Schmitt eine tiefreligiöse Natur ist. Seine religiöse Lyrik, hauptsächlich durch Gerok angeregt, umfasst — noch ungedruckt — mehrere stattliche Sammlungen. Doch bekennt sich der Dichter zu jener unsichtbaren Kirche, die ihre Brücken zu jedem wahren und aufrichtigen Glauben findet. Schon vor dem Kriege hat er, als die deutsche Literatur auf den indischen Sänger Rabindranath Tagore aufmerksam wurde, aus dessen religiösen „Sangesopfern“ (Gitanjali) fünf- undzwanzig der schönsten Gedichte in einen Zyklus musterhafter deutscher Verse gekleidet, die den Eindruck ureigenster Schöpfungen hinterlassen. Schließlich bleiben noch die gehaltvollen Sinnprüche zu erwähnen, von denen der folgende täglich nur als allzuwahr bestätigt wird:

So bleibt es.

„So bleibt es ewig in West und Ost:
Die Lüge kutschiert mit Extrapost.
Auf ärmlichem Wäglein durch Schimpf und Schmach
Humpelt die Wahrheit hintenmach.“

Mehr und mehr gewann der Dichter die fühlbare Anerkennung einer treuen und ständig wachsenden Gemeinde, die nicht nur auf seine engere Heimat beschränkt blieb. Dazu kommt, daß Schmitts Dichternamen auch in Amerika, wo der aus Jugweiler gebürtige Dichter Friedrich Michel freundschaftlich für ihn wirkte, einen edlen Klang hat.

Schmitts Bedeutung liegt jedoch nicht nur in seiner reichen literarhistorischen und schriftstellerischen Wirksamkeit. 1899 wurde der Dichter Schriftleiter der „Erwinia“, des Organs der Dichter Schriftleiter der „Erwinia“, des Organs eines von ihm und Theodor Renaud (als Dichter bekannt unter dem Namen Vulpinus) ins Leben gerufenen elsässischen literarischen Vereins, das seinen Namen rasch in die breitere Öffentlichkeit trug. Die Leitung dieser Monatschrift, die ein Zusammenwirken der im Elfaß auf dem Gebiete der produktiven Poesie sich betätigenden Kräfte bis herab zu den Jüngsten und die Pflege heimatlich elsässischer Kunst, dabei aber auch die Mitarbeit der bedeutenderen Dichter in Deutschland anstrebte, brachte Schmitt in engere Beziehungen zu den bekanntesten deutschen Dichtern, darunter auch zu dem Karlsruher Heinrich Bierordt.

Die heimatliche Literaturgeschichte verdankt Schmitt einen klaren Rückblick auf „Die Entwicklung der deutsch-elsässischen Literatur“ („Elfaß-lothringisches Schulblatt“, Jahrgänge 1907 bis 1909), und eine gediegene Ausgabe von „Goethe im Elfaß“ (Diesterweg, Frankfurt a. M. 1910) mit Briefen, Zeitberichten und Dichtungen aus Goethes Straßburger Zeit.

Möge Theobald Zieglers Wunsch zu des Dichters 50. Geburtstag weiterklingen und ihn zu neuen Schöpfungen begeistern, ihn, der „unbekümmert um die Aesthetenmode des Tages, in der Poesie stets die Kunst gesehen hat, die den Idealismus und der Menschheit Würde zu wahren habe, und die neben dem Heimatlichen das allgemein Menschliche, neben dem Jüdischen auch der Menschheit große Gegenstände zu ihren Aufgaben zählt!“

Eier keine Seltenheit. Das kleine Haus stand am Rande eines Buchenwaldes und die dreieckige Frucht dieses Baumes sowie die Mastkaser und Engerlinge deckten dem kräftigen Federwieh kostenlos das ganze Jahr hindurch einen reichlichen Tisch. Kein Wunder also, daß Lenhard fast bei jeder seiner Mahlzeiten als Nachtisch ein paar Eier in dem Schienentürlchen fand. Wer von uns, die wir den Weltkrieg lebend überstanden haben, wollte den Glücklichen nicht um diese Gabe beneiden! Und doch, Lenhard war nicht zufrieden. So oft er es auch seiner Gattin in die Seele eingravieren mochte, daß er die Eier heiß und hartgefotene wünsche, sobald sie auf dem Tisch erschienen, fühlten sie sich lauwarm an und waren weich wie Himbeerjast. Lenhard kaufte eine Sanduhr, stellte sie vor seiner Gattin auf und belehrte diese, daß die Eier so lange im kochenden Wasser bleiben müßten, bis zwei mal der rotgelbe Inhalt der einen Glasampulle in die andere gelaufen sei. Es half nichts. Wenn die Eier auf den Tisch kamen, waren sie so, wie sie Lene gerne aß und niemals so, daß sie dem Geschmack Lenhard entsprachen. Spielte der Sand dem letzteren einen Streich und lief er boshafter Weise schneller durch die enge Deffnung durch, als er sollte, oder hatte Frau Lene das Wasser nicht zum Kochen gebracht, als sie die Eier hineinlegte? Der Sand sah in seinem rötlichen Schimmer zu harmlos aus, als daß man ihm eine Heimtücke zutrauen konnte, und da auch bei Frau Lene ein Dolus zunächst nicht voraussehen war, so schaffte Lenhard einen Thermometer an und belehrte seine lächelnde

Gattin, auf welcher Zahl die Quecksilbersäule stehen müsse, wenn das Wasser die Siedewärme erreicht haben solle. Die Gute pflegte während des gelehrten Vortrages die Lippen schmunzelnd zu verzieren, der Inhalt der Eier aber verzog sich nie, sie blieben, wie sie waren, in einem tropfbarflüssigen Aggregatzustand. Kein Wunder, daß Lenhard allmählich auf den Gedanken gebracht wurde, die Unveränderlichkeit des Gehaltes stände mit einem gewissen Starrsinn seiner holden Gattin in Zusammenhang. Diesen wollte er besiegen und so verlegte er sich aufs Bitten. Es half nichts, die Eier blieben weich. Er versuchte es mit Schelten, sie änderten sich nicht. Er drohte zuletzt damit, daß er sie der geliebten Hausfrau an den Kopf werfen werde. Da er es nicht tat, so blieben die Eier, was sie waren.

In diesem Stadium hatte Lenhard die Ausichtslosigkeit seiner Bemühungen einzusehen gelernt, und er entschloß sich, dem Genuß des geliebten Lederbissens ein für allemal zu entsagen. Frau Lene fand diese Abtötung der Genußsucht äußerst preisenswert. Sie verkaufte die von ihrem Gatten vermachtesten Eier und schaffte sich dafür zur Verzierung ihrer Person Haubenbänder an und Schirringrosen auf ihren Sonntagshut. Zweierlei war damit erreicht. Der Ehefriede war hergestellt, und Lene verzügte sich in gewissem Sinne, wenn schon nicht zu verkennen war, daß Lenhard älter ausjah als zur Zeit, wo er noch Eier aß und vor allen Dingen, daß er so mager wurde, wie der Tod von Basel.

„Man muß ihn einmal zu einem ordentlichen Doktor in die Kur geben“, dachte Lene, „damit er zunimmt und nicht eines schönen Tages vom Zugwind in die Wolken fortgetragen wird“ und sie machte den Vorschlag, daß Lenhard zu einem Spezialisten nach Frankfurt reisen sollte. Jetzt trat der seltene Fall ein, daß das Ehepaar wirklich einmal in irgend einer Sache ein und derselben Ansicht war, und Lenhard ging an seinen Kleiderschrank, um sich für die Reise ein wenig herauszuputzen. In der gleichen Zeit machte sich seine Hausfrau in der Küche zu schaffen, und als sie mit feuchten Händen wieder ins Zimmer trat, sagte sie so obenhin: „Du kannst deinen neuen Ueberzieher mitnehmen, wozu hast du ihn denn.“

„Ich danke für die Kälte“, antwortete Lenhard, „heute sehe ich aber doch die Sonne und es ist August.“

„Daß du ewig widersprechen mußt. Wer weiß, was morgen ist, und dann in der Stadt ist das Essen teuer. Ich habe dir in die Seitentaschen ein paar Eier gesteckt.“

„Sind sie hart?“ fragte Lenhard misstrauisch.

„Wie die Redartfiesel“ entgegnete die Frau. „Wo hätte ich sie sonst in die feinen Taschen deines neuen Anzugs gesteckt.“

„Keine Regel ist so pedantisch, daß sie nicht einmal eine Ausnahme zuließe“, kalkulierte Lenhard, zog den Mantel an und reiste ab. Als er nach Frankfurt kam, war da gerade Messe und am Bahnhof ein großes Gedränge. Unser Freund kam in eine Menschenwoge hinein und wurde von dieser dem Hauptportale zugeschwenmt — doch was sage ich — geschleudert, daß es krachte. Erleichtert atmete er auf, als er in der breiteren Straße stand und seine Arme von sich strecken konnte. Er tat dies ein paarmal und fuhr dann mit den Händen in die Taschen seines Ueberziehers hinein, um sein Taschentuch zu suchen, da ihm der Schweiß von der Stirne perlte. Aber was fand er zu seinem Staunen auf dem Grund seiner Taschen? Ein Wahrsager ist erforderlich, um das Wunder zu erklären. Eine weiße Masse, die sich anfühlt wie Froschlaiç. Lenhard rieb den Drei zwischen den Fingern und zog dann die Hand zurück. Mein Gott, was erschauten da seine Augen. Erstauulich genug, er hatte die Zubehör von einem Omelett aus dem Taschendunkeln ans Licht befördert, und er erinnerte sich nun, daß seine Frau ihm Eier mitgegeben hatte auf die Reise, harte Eier, wenn man ihren Versicherungen glauben wollte. Aber durch welches Naturwunder mochten sie sich wieder in ihren Urzustand zurückverwandelt haben? Oder war Frau Lene auf dem alten Dogma, daß weiche Eier das einzig richtige seien, hartgefotten stehen geblieben?

Lenhard konnte schlechterdings nur das letztere annehmen, und zwischen das Mitleid mit seinem neuen Ueberzieher drängte sich ein gesunder Kerger über die Unverbesserlichkeit seiner Gattin hinein, der noch dadurch gesteigert wurde, daß Lenhard nun sein Taschentuch nicht gebrauchen konnte, weil es mit der Kinderwindel eines Neugeborenen eine verfluchte Ähnlichkeit aufwies. Um seinem Born ein Ventil zu öffnen, stürzt er in eine Papierhandlung hinein, erstand ein Kreuzband und überreichte seiner Gattin zu geneierter Ansicht die gelbweiße päpstliche Flagge.

Er selber verfügte sich zu dem Spezialisten. Der gelehrte Herr beguckte und bekloppte ihn von allen Seiten, machte zum

Schluß eine geheimnisvolle Verußgrimasse und verordnete seinem Patienten Eier und zwar Eier so viel wie möglich.

Als Lenhard fragte, ob es auch weichgefottene sein dürften, bejahte der Heilkomödiant darauf, daß er um ein höheres Honorar zu erpressen keinen Vorschlag von Seiten der Kranken annehmen dürfe, und sagte im Tone eines ernstlichen Vorwurfs: „Durchaus nicht und unter keinen Umständen, wenn anders er nicht an dem Vater der eigenen Kinder zum Mörder werden wolle.“

Da Lenhard keine Kinder hatte, so machte ihm deren Wohl und Wehe wenig Kopfzerbrechen, während er für sich auf die Gnade des himmlischen Richters hoffte, denn es war wenig Aussicht vorhanden, daß seine Frau ihm durch ein Umstellen ihrer Sinnesart das Leben retten werde.

In der Tat brachte Lene um keinen Preis der Welt harte Eier zustande. Bald lag die Schuld am Huhn, bald am Nest, am Wasser oder Feuer, an Hitze oder Feuchtigkeit, nur niemals an Frau Lene. So kam folgerichtig, daß Lenhards Baden einfielen, sein Rücken krumm und seine Beine so schwach wurden, daß sie ihn kaum noch über die Straße trugen. Zumeist saß der rasch gealterte Mann in einem Lehnstuhl am Fenster und nahm die mittelidsvollen Neußerungen entgegen, die ihm von vorübergehenden Freunden und Bekannten als ein billiges Almosen zugeworfen wurden.

Als er mal wieder so saß und sich Gedanken darüber machte, wie seine Frau es anstellen möchte, wenn sie im Fegefeuer weiche Eier kochen sollte, ging die Tür auf und Lene trat mit dem Henkelkorb am Arm in die Stube herein. Sie machte ein betretenes Gesicht und stierte mit runden Augen ihren Mann an, fast so als ob sie sich überzeugen müsse, ob sie noch den richtigen habe und daß ihr kein anderer untergeschoben worden sei. Erst als sie die Identität dessen, der da saß mit dem, der ihr angetraut war, zweifellos festgestellt hatte, fand sie die Worte, um ihrem Herzen Luft zu machen.

„Erbärmet“, sagte sie mitleidvoll, „armjeliger Schluder, weißt du, daß wegen dir die Leute mich beschrauen haben? Du sähest so verelendet aus, haben sie gesagt, wie eine Nonne nach der Fastenzeit. Das kann mit dir doch nicht so weitergehen, bis du mir rein zu einer Huzelbirne zusammengeschrumpft bist. Denkst du nicht, die Hühner legen eben fleißig, ich soll in den Keller gehen und dir ein Ei heraufholen?“

Ihren Vorsatz brachte sie zur Ausführung. Sie ging in der Tat und sie ließ so dem Lenhard Zeit, darüber nachzudenken, ob sie Angesichts des Todes, der schon über seinem Haupte schwebte, ihm einmal den Gefallen erweisen und ihm ein hartes Ei vorsetzen würde.

Dem Kranken gegenüber hing die Wanduhr. Ihr großer Zeiger hüpfte bedachtsam von einer Minute auf die andere, und Lenhard folgte seinen Sprüngen. Schon war eine Viertelstunde vergangen und das Ei war nicht da. Es wird ein hartes werden, dachte der Kranke und mit jeder weiteren Minute wuchs für ihn die Wahrscheinlichkeit, daß das Unbeschreibliche endlich einmal zur Tatsache werden könne. Schon war mehr wie eine halbe Stunde verstrichen, Zeit genug um einen Sünden zum Heiligen umzubraten, da hörte man Lenes Schritte vor der Tür. Bald sah man sie selber mit einem Servierbrett in der Hand auf der Schwelle erscheinen. Ihr Gesicht strahlte von innerer Befriedigung, und Lenhard schloß daraus, daß sie endlich nach so langem, langem Herumstreiten nachgegeben und ihm zu Gefallen ein hartes Ei gekocht habe. Gewiß, er hat die Worte des greisen Simeon im Tempel zu Jerusalem nicht nachgeplappert, aber nachgedacht, des Königs ihr sicher sein, teuere Lesler, nachgedacht hat er sie dankbaren Herzens, als eben Lene an der Tür stolperte und außer ihrer konsistenten Persönlichkeit ein Ei ins Zimmer warf, das ohne Nagel an jeder Niegelwand hängen geblieben wäre.

Enttäuscht wendete Lenhard den Blick von den Gefallenen nach dem Firmament hinauf und eine Stunde später schon waren ihm die weichen, die wachsweißen und harten Eier ganz egal. Er war tot und fernerhin vom guten Willen seiner Gattin unabhängig.

Drei Tage später ruhte Lenhard in seinem Sarge schon unter der Erde und seine Frau ging an der Seite einer Nachbarin ihrem Hause entgegen. „Daß Euer Mann nicht zu retten war?“ „Hat nicht der Frankfurter Doktor ihm harte Eier verordnet?“ fragte die Begleiterin.

„Ja freilich“, antwortete die trauernde Witwe unter reichlichen Tränen.

„Und habt Ihr ihm denn die nicht ausreichend gegeben, da Ihr doch die vielen Hühner haltet?“

„Wann hätte ichs tun sollen? Er ließ mir keine Zeit dazu. Aber wenn sich seine Krankheit verschlimmert hätte, Ihr könnt dessen sicher sein, dann wärs geschehen.“